

CASPAR HIRSCHI

PRAXIS UND THEORIE

DIE UNIVERSITÄT UND IHRE IDEEN

In einem jüngst erschienenen Aufsatz mit dem Titel „Die Idee der Universität“ erzählen die Autoren Carlos Spoerhase und Mark-Georg Dehrmann einen alten französischen Witz: „Ein französischer, ein englischer und ein deutscher Intellektueller sollen eine Studie über Universitäten schreiben. Der Franzose besucht für ein paar Stunden die nächstliegende Einrichtung, plaudert mit einigen Professoren, hört eine Vorlesung und beobachtet die Studenten; wieder zu Hause angekommen, verfasst er einen geistreichen Essay. Den Engländer packt die Reise- lust, und über Jahre besucht er die Universitäten aller Kontinente; er kehrt mit einer wertvol- len Faktensammlung zurück. Dem Deutschen ist essayistischer Scharfsinn verdächtig, Fakten- reichum ein Zeichen für mangelhaftes Abstraktionsvermögen. Missmutig verschließt er sich in seine Stube. In Jahresfrist aber verfasst er ein mehrbändiges Werk: *Die Idee der Universi- tät, deduziert aus dem Begriff des Ich.*“

Hat das Klischee vom vergeistigten Universitätsbegriff deutscher Gelehrter noch irgendeine Berechtigung? Spoerhases und Dehrmanns überzeugender Darstellung zufolge ging es selbst im Zeitalter des deutschen Idealismus an der Realität vorbei. Die beiden Germanisten erläu- tern am Beispiel von Friedrich August Wolfs altphilologischem Seminar in Halle, dass die Reform der preußischen Universitäten um 1800 wesentlich von praktischen Neuerungen im Kleinen angetrieben worden sei. Bei Wolf war es die Einübung der textkritischen Knochenar- beit in einer kompetitiven Kooperation zwischen den Seminaristen, die unter dem wachsamen Auge des väterlich fördernden und fordernden Professors ausgetragen wurde. Diese und ande- re Neuerungen wurden von Humboldt mit dem neuhumanistischen Ideal einer zweckfreien Individualbildung wirkmächtig gebündelt, sie behielten dabei aber ihre eigene praktische Lo- gik. In der philologischen Textkritik des 19. Jahrhunderts gehörte dazu die demonstrative Dis- tanzierung von den Spekulationen des philosophischen Idealismus. Entsprechend konnten universitäre Forschungspraxis und Bildungsideologie in einem starken Spannungsverhältnis stehen.

Der Aufsatz von Spoerhase und Dehrmann ist aufschlussreich, weil er den Umwälzungen in der universitären Unterrichts- und Forschungspraxis um 1800 eine Eigendynamik attestiert und vor allem weil er die heute geläufige Gegenüberstellung von Individual- und Kollektiv- forschung aufhebt: Wenn bereits das forschende Erlernen der Studenten im Seminar als Ver- bundarbeit organisiert wurde, dann war der geisteswissenschaftlichen Forschung von Grund auf ein kooperativer Charakter eingeschrieben. Wie die Autoren zum Schluss betonen, wird die derzeit dominierende Universitätsdebatte „bildungstheoretischer und kulturphilosophi- scher“ Couleur weder den gegenwärtigen noch den vergangenen wissenschaftlichen Arbeits- formen gerecht. Passender wäre, so ihre (nicht ganz ernst gemeinte) Pointe, ein mehrbändiges Werk mit dem Titel: „Die Idee der Universität, entsprungen aus der Praxis des Seminars“.

Wovon sich die beiden Autoren mit ihrem Aufsatz abgrenzen, lässt sich an der Streitschrift „Wozu noch Universitäten?“ des Philosophen Reinhardt Brandt ansehen. Brandts Anliegen ist,

zumindest aus geisteswissenschaftlicher Perspektive, nachvollziehbar: Er will die Universität, verstanden als eine der kritischen Erkenntnis verpflichtete Institution, aus der doppelten Knebelung durch bürokratische Kontrollinstrumente und ökonomische Nutzenoptimierungsprogramme befreien. Mit seinem argumentativen Vorgehen erweist er diesem Anliegen aber einen Bärendienst. Brandt, der sich als Kantexeget große Verdienste erworben hat, verankert die Universität einmal mehr in jener Tradition des deutschen Idealismus, die schon im 19. Jahrhundert ein Zerrbild der akademischen Realität zeichnete, im 20. Jahrhundert ideologischen Schiffbruch erlitt und im 21. Jahrhundert nur noch zum Bau windschiefer Luftschlösser taugt.

Die Idee der Universität ruht bei Brandt auf der kritischen Philosophie Immanuel Kants: „Das transzendente Subjekt ist, so interpretieren wir, das entpsychologisierte Wissenschaftssubjekt; es ermöglicht Erkenntniskollektive wie die Universitäten, Akademien, Max-Planck-Gesellschaften.“ Entsprechend kann die „bürokratisierte“ Universität von heute nur durch einen neuerlichen Sieg der kritischen Vernunft gerettet werden: „Eines Tages wird auch der stete Tropfen der Vernunft den Beton der Bürokraten durchdringen und in einer geeigneten Jahreszeit zum Bersten bringen.“ Schließlich erhält die im Titel des Buches gestellte Frage nach zweihundert Seiten folgende Antwort: „Unverzichtbarer Kern“ der Universität ist „der kritische, selbstbestimmte Umgang mit den verschiedenen Themen der Forschung und Lehre.“ Muss man zur Bestätigung dieses banalen Grundkonsenses ein Buch schreiben? Nicht unbedingt, zumal die zweihundert Seiten davor kein Glanzstück an thematischer Kohärenz, argumentativer Stringenz und stilistischer Eleganz bieten.

Brandts eskapistische Polemik ist deshalb fatal, weil ihr ein ernsthaftes Problem zu Grunde liegt. Die Geisteswissenschaften werden unter dem normativen Zwang einer ökonomischen und politischen Nutzenanwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse in eine prekäre Position gedrängt. Ihre Vertreter haben auf diesen Zwang hauptsächlich mit zwei konträren Strategien reagiert: zum einen mit der Anverwandlung der naturwissenschaftlichen Projektforschung großen Stils, ungeachtet dessen, ob dieses Instrument der geisteswissenschaftlichen Forschungspraxis förderlich ist, und zum andern mit der nostalgischen Beschwörung einer vermeintlich autonomen, auf zweckfreie Erkenntnis programmierten Universität bildungsbürgerlicher Provenienz. Während mit der ersten Strategie laufend vollendete Tatsachen geschaffen werden, gebiert die zweite im besten Fall moralische Sieger.

Wenn die Geisteswissenschaften an den Universitäten ihre relative Autonomie und ihre spezifischen Stärken bewahren wollen, bedürfen sie einer originelleren und realitätsgerechteren Selbstlegitimation – und zwar besser gestern als heute. Dass von ihren Vertretern erwartet wird, ihren gesellschaftlichen Nutzen unter Beweis zu stellen, ist keine Unerhörtheit, und schon gar keine jüngeren Datums. Schon im 19. Jahrhundert sahen sie sich dieser Erwartung ausgesetzt – und erfüllten sie mit dem Versprechen einer „zweckfreien“ Bildung zur individuellen Vervollkommenheit und nationalen Veredlung. Das Unerhörte liegt eher darin, dass es den Geisteswissenschaften bis heute nicht gelungen ist, das unhaltbare Versprechen ihrer Vorgänger mit etwas Glaubwürdigerem zu ersetzen. Es wäre zugleich eine günstige Gelegenheit, den Begriff des „Nützlichen“ nicht nur an klingender Münze und politischer Macht festzubinden.